

Portrait eines Künstlers

Von der Aktualität des Expressionismus bei Klaus Hollstein

„Hollstein ist wie viele Künstler des 20. Jahrhunderts Autodidakt, der sich seine Gestaltungsweise selbst erringen musste.“, formulierte Elmar Bauer anlässlich einer Ausstellung in der Scharpf-Galerie des Wilhelm-Hackmuseums 1989. Von einem Bayerischen Journalisten stammt der Begriff „Malocher-Maler“, der durchaus treffsicher gegen schöngesteigerte „Dichter-Künstler“ kontrastiert.

Bar aller Allüren begrüßt uns der ebenso freundliche, wie eigensinnige Klaus Hollstein in seinem quicklebendigen Atelier. Im „Kulturdepot“ Ludwigshafen hebt sich das Ambiente mit unzähligen „bewältigten Arbeiten“, Farbtöpfen auf dem Boden, dem Wandschmuck aus fremder wie eigener Hand wohlthuend von der Nachbarschaft ab, wo Design längst über Dasein triumphiert.

Klaus kam als 19-jähriger 1960 aus dem oberpfälzischen Schwandorf in die BASF-Hauptstadt. Quasi sofort lernt er Georg Lauer, aktives Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „Anker“ kennen, 40 Jahre älter als er selbst. Lauer, der auch der Pfälzer Künstlergenossenschaft (Speyer) angehörte, in der Jury zum Purmann-Preis saß und als Mitglied der städtischen Kunstkommission Ludwigshafen wirkte, animiert.

Infiziert vom Virus des Neo-Expressionisten wächst Gestaltungssehnsucht. - Hollstein sollte an der „freien Akademie Mannheim“ oder in einen Studiengang für „Gebrauchsgraphik“ sich einschreiben dürfen, doch der „notwenige Broterwerb“ trieb ihn zurück in den Spagat zwischen Alltag und „Art“. Begabung vorausgesetzt, befreit sich der Selbstlernende von den Schulzwängen seiner Zeit. Salopp ausgedrückt: der „geniale Dilettant“, der sich selbst erziehende „Autodidakt“ darf grenzenlos spielen, während der Berufskünstler dem akademischen Diskurs und dem Markt unterworfen bleibt.

Mit geistreichen Konzepten, in Hochschulen propagiert, flirten die über 30 Einzelausstellungen des „bayerischen Pfälzers“ kaum. – Dagegen half ihm persönlicher Kontakt weiter. Gerade die diskussionsfreudige Freundschaft zu Lauer erhellt seine visuelle „Sprache“. Eine gemeinsame Ausstellung (1983), nie aber gemeinsames Schaffen, zurt Banden zum kontroversen Meinungsaustausch zusammen bis zum Tod des Freundes 1991.

Kein merkantiles Kalkül zwingt ihn zur Gefälligkeit. Klaus Hollstein winkt ab, wenn vom Kunstmarkt die Rede ist. Weniger wütend denn kritisch-amüsiert beobachtet er Eitelkeiten der Szene, die bildende Kunst wie Aktien handeln. Und in der Tat. Wenn ich schicke Mädels am Nebentisch über ihre „ambivalente Zweierbeziehung“ reden höre, fällt mir ein, wie liebevoll dagegen televisionäre Weckdienste vom Befinden der Börse plaudern. Was wohl drei Grazien bei „Ascot“ sich noch mitzuteilen haben beim Date ohne bessere Hälften, die vielleicht gerade im Clubraum vom „Hole in one“ träumen. – Beredt malt der Wahl-Ludwigshafener.

Manchmal schreien diese großformatigen Tableaux sogar, in ihrer expressiven Form. Hören wir also lieber die Farben und sehen den Ton. – Ob nun Models auf dem Laufsteg fast erfroren unbeteiligt „Haute Couture“ präsentieren oder „eingebildete Lesben“ beim Christopher-Street-Day noch mehr Bein zeigen: Sinnlichkeit, wo sie nur inszeniert sich vom Leben wie der Lust entfremdet, lässt Klaus Hollstein zwar zum Pinsel greifen, aber es kommen Karikaturen des Begehrens dabei heraus.

Zwei Arbeiten, die hier nicht ausgestellt werden, mag ich deshalb zitieren, weil sie Haltung zeigen: Der Richter tanzt mit seinem Mündel, nimmt die Ohnmächtige in Obhut. Igitt. Mehr Sympathie gilt eher der schlanken Hure, die dem beleibten Alten sicherlich weiterhilft, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Gegen Bares, versteht sich. –

Kritiker mögen anmerken, dass sie „Ich-Zerfall“ und „Wahn“, „Götzengötter der Stadt“, „gottverlassene Heilsprediger“ oder andere, ausdrucksstarke „Motive“ kennen. Doch verbindet der „Malocher-Maler“ expressionistische Aufschreie nicht mit der künstlerischen Mode. „Man wird als Expressionist geboren.“, lächelt Hollstein und meint eher die kämpferische Geste denn stilistische Fesseln. Kulturkritiker sahen bei den sogenannten „neuen Wilden“ auch expressive, kontroverse Ambition. K.H. interessiert sich nicht für Referenzen aus der Kunstgeschichte. Er bleibt sich nur treu.

Dennoch, einen der alten sei zitiert.

Die Haltung verbindet. Hoffentlich, aus Künstlersicht.

Ernst Ludwig Kirchners Aktualität basiert auf realen Problemen. „Ich muss gestehen, dass ich ketzerisch genug bin, auf den Inhalt und den Gegenstand sehr großen Wert zu legen.“, entsagte gerade der „Brücke-Kopf“ reiner Abstraktion. „Ausdruckswille“ dominiert aber andererseits über Realismus. Hollstein könnte die These unterschreiben, auch heute noch. - Fotografie und Film, massentauglich, verdrängten das „Wahre, Gute und Schöne“ der Malerei dank dokumentarischer „Genauigkeit“ längst. Unnötig, darauf hinzuweisen, dass auch „Lichtbilder“ lügen. Doch neue Medien geben der freien Kunst die Sporen. Die theoretische Differenz zwischen Natur und Phantasie verflüchtigt sich, für den, der bemerkt, dass die sogenannte Wirklichkeit selbst von Menschen konstruiert ist. Gerade dadurch öffnet sich dem kreativem Geist der Spielraum, um gesellschaftliches Sein, Scheinindividuen und kultivierte Landschaft im Wortsinn „nach der Natur“ zu sehen. Anders ausgedrückt: wer vom naturgetreuen Abbilden Abschied nimmt, darf Ansichtssachen „veräußern“. Er muss nicht im Gegenständlichen hängen bleiben, wiewohl er Vertrautes zitiert. Wer mag, findet bei Hollstein - „handwerklich“ betrachtet - das Repertoire der höchst emotionalen, leidenschaftlichen Expressionisten wieder. Maskenhaftes erinnert an „primitive“ Folklore, Flächenhaftigkeit wirkt gegenüber saubere Zentralperspektive unbeholfen, „Hässlichkeit“ ersetzt „Schönheitsideale“.

Goebbels verbrannte deshalb solche Werke auf dem Scheiterhaufen „entarteter Kunst“, gerade weil sie abstrahierend realer lachten als alle Propaganda. Die Ausstellung – „Entartete Kunst“ - lockte zwischen 1937 und 1941 immerhin drei Millionen Besucher. „Feuer und Flamme“ für solche Leinwände bleibt eine zweideutige Aussage. Trotz Naziterror: viele kamen um „wahrhaftige“ Arbeit zum letzten Mal zu sehen, nickten aber zum vernichtenden Kommentar. Wenn heute jemand wie K.H. es schwer hat, postmoderne Galeristen für den einst verfemten Stil zu begeistern, so liegt das nicht nur daran, dass „Blaue Reiter“ publikumswirksam über die „Brücke“ galoppierten in Jedermanns Wohnzimmer. Avantgardistische Ohrfeigen aus Kaisers Tagen wirken heute als Streicheleinheit. – Doch nicht sich einschleichendes „Deja-Vu“ lässt Kritiker zaudern; eher markante Aussagekraft. Hollsteins Werk wird niemand mehr als „entartet“ bezeichnen; er aber denunziert in klaren Gesten gesellschaftliche Konventionen. Das irritiert in einer Epoche, wo „anerkannte“ Künstler sich hinter philosophischen Thesen verstecken, die sie „artig“ illustrieren. Nur noch für eine wiederum elitäre Minderheit bleibt diese entfremdete Bilderwelt „diskutabel“. Schade, eigentlich.

Hollstein verzichtet auf kryptische Paten, er braucht keine Schlaumeier. Nur sich – und wie er die Welt sieht.

Der erhobene Zeigefinger des schreienden Bischofs erzählt viel über geheuchelte Nächstenliebe; eitle Langeweile und blauer Dunst schwängert die Wohltätigkeitsparty; Dummheit frisst von „Rechts“ gewiss sich bis zur selbsternannten „Mitte“ durch, wenn niemand widerspricht. Selbstgefällige Eliten füttern ja sogar jene Jugend, die auf das ewig Gestrige schwört.

Wer die schnell, flüchtig fast gefertigten Arbeiten (Dispersion auf Leinwand) anschaut, versteht, dass es bleibende Botschaften gibt im sich stets wandelnden Geschäft der Geschichte. Grass und konkret.

Hollstein portraitiert „Rituale der Macht“. Und weil er davon spricht, leitet er erste Schritte gegen falsche Autorität wie Hörigkeit ein. Dabei verzichtet er darauf, die Stellvertreter persönlich vorzustellen. Kein Hitler, kein Stalin, auch keine Paris Hilton oder Madonna betreten die Leinwand. Er klopft nicht auf George (Double-U) Bush oder auf Kohlköpfe, die blühende Landschaften versprechen, ohne Wort zu halten. - Zu genau weiß er, dass vermeintlich gutes Gewissen oft real Böses heraufbeschwört. Sein Unbehagen macht sich nicht an Reizfiguren fest; eher spürt Hollstein das „Unmenschliche im Menschen“ namenlos auf. Repräsentanten dieser Verirrung sind austauschbar, Kronzeugen kennt jeder. Deshalb vielleicht zeigen auch seine Plastiken (mindestens) zwei Gesichter; der Torso, das Leibfragment eint in Speckstein - „Politärsche“. Die Arbeit entstand, als die Mauer fiel, als „Wiedervereinigung“ emotional begeisterte. An fundamentalen Wänden, die beispielsweise arm und reich trennen rüttelte niemand. „Münchener Modewoche“ – très chic, rekrutiert weiterhin Salonlöwen. Zeitgeistlosigkeit wird offensichtlich.

Freilich könnten Spötter einwenden, dass nachdenkliches Potential sich im Stereotyp auflöst. Holzschnittartig. Mag sein. Aber der aufrichtige Aufstand ist allemal besser als die dicke Luft im Paradies: Selbst, wenn die Revolte im Augenblick nur als Werkstück „im Rahmen bleibt“. Kantig, grob zu malen, legt den Finger in Wunden, die Fratzen des schönen Scheins aufrissen. Immer mehr Bilder, aber immer der gleiche Unsinn: das lügt uns Werbung, Film, Kulturindustrie vor. So scheint der Rückgriff auf tradierte ästhetische Verfahren legitim. Wer expressive „Antimärchen“ produziert nährt Hoffnung.

Andererseits: da huldigen völlig andere Arbeiten sympathischen Orten.

„Wissembourg“ im Elsaß, Guntersblum in der Rheinebene oder Heidelberg am Neckar. Der Expressionist outet sich auch als Romantiker. Und entdeckten nicht gerade Dichter dieser beiden Epochen Mythen und Sagen neu, um egozentrischer Weltsicht ein Gefühl für Gemeinschaft zurückzugeben? – Bei allem Zorn des Künstlers als nicht mehr ganz junger Dachs: Hollstein wettert nicht nur gegen Missstände, er träumt auch jenseits der Vernunft.

Von der Liebe zur Schöpfung, die Landschaften zeigen. Vom Anstand, der den Mut benötigt, Schief lagen anzusprechen.

Ich sah die Zärtlichkeit seiner Akte, die hier leider nicht ausgestellt werden.

Bei allem berechtigtem Zorn. Da dominiert im Werk letztlich doch Menschenliebe. Denn die wäre gefragt, sollen unwirtliche Verhältnisse sich ändern. Hollstein gibt sich eben nicht als giftig, geifernder Besserwisser; vielmehr zeigt er bürgerliche Missgestalten an.

Achim Schiff, Oppenheim